



Christine Preißmann leidet am Asperger-Syndrom, einer milden Form des Autismus. Nähe setzt sie unter Druck, Gespräche fallen ihr schwer, Mimik kann sie nicht deuten. Trotzdem arbeitet sie als Ärztin in einer Suchtklinik



*Christine Preißmann
hat ihr Leben gut im Griff*
ALEXANDER JÜRGS



VON ALEXANDER JÜRGS

Ja, die Sache mit den Redewendungen sei tatsächlich ein großes Problem, sagt Christine Preißmann. Ihr fehle das Gespür für Ironie, die Doppeldeutigkeit der Sinnsprüche erschließe sich ihr nicht. Stattdessen nehme sie alles genau so, wie es gesagt wird: für bare Münze. Einmal war sie bei einer Konferenz in einem kleinen Ort in der Eifel. „Hier werden nachts die Bürgersteige hochgeklappt“, hatte der Mann am Hotelpfand lapidar zu ihr gesagt. Mit der Folge, dass Preißmann bei Einbruch der Dunkelheit gespannt, aber auch ein bisschen verängstigt am Fenster ihrer Unterkunft ausharrte und darauf wartete, dass eben genau dies passiert: dass, so seltsam es auch klang, bald jemand auf der Straße erscheint, der die Bordsteine im Ort hochklappt. Das Hotel zu verlassen traute sie sich an diesem Abend nicht.

Christine Preißmann leidet am Asperger-Syndrom – einer, so nennen es die Mediziner, milden Form des Autismus. Dass sich ihr Zwischentöne nicht erschließen, dass sie Redewendungen oder Witze allzu wörtlich nimmt, ist Teil dieser Störung, die als Behinderung eingestuft wird. Dazu gehört aber auch, dass es ihr schwerfällt, auf Menschen zuzugehen, sie Nähe kaum erträgt. Genauso wenig wie Unerwartetes, wie Ausbrüche aus der Routine. Wenn etwas mal nicht so abläuft, wie sie es geplant hat oder gewohnt ist, setzt sie das unter enormen Druck und erzeugt Stress. Trotzdem versucht sie, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Trotzdem hat sie Medizin studiert und arbeitet heute in einer Suchtklinik als Ärztin. Trotzdem lebt sie seit gut drei Jahren in einer eigenen Wohnung in Darmstadt, macht Fernreisen nach Norwegen, in die Antarktis, nach Afrika, obwohl der Kontakt mit den Mitreisenden sie anstrengt. Und sie ist zu einer Botschafte-

rin in Sachen Autismus geworden. Sie hält Vorträge, schreibt Bücher, besucht Talkshows oder spricht im Radio über ihre Krankheit, engagiert sich in Selbsthilfegruppen. Preißmann, Jahrgang 1970, will für mehr Verständnis für die Betroffenen werben. Und sie setzt sich dafür ein, dass Menschen mit Asperger-Syndrom mehr Unterstützung erhalten.

Sich mit Preißmann zu unterhalten, ist seltsam. Es irritiert, dass sie einem nicht in die Augen schaut, den Blicken ausweicht, ohne Gestik und Mimik kommuniziert. Genauso wie sie selbst im Grunde keine Mimik einsetzt, kann Preißmann diese auch bei anderen so gut wie nicht deuten. Sie antwortet direkt und kurz, schweift nie vom Thema ab, kommt nicht ins Plaudern. „Small Talk kann ich nicht“, sagt sie. Und dass sie weiß, dass es sie einsamer macht: „Im Sommer, wenn es warm wird, wenn die Menschen sich in den Cafés treffen und miteinander ins Gespräch kommen, bin ich die, die allein dasitzt.“

„Du bist so komisch. Du bist so anders. Warum ziehst du dich immer zurück?“ Das waren Sätze, mit denen sie schon als Kind konfrontiert wurde. In der Schule galt Preißmann als Sonderling, die Lehrer unterstellten ihr Faulheit, weil ihr manches trotz viel Übung nicht gelang. In der Pause stand sie abseits, sie zog sich zurück. Doch ihre Störung wurde nicht erkannt. Erst im Alter von 27 Jahren wurde das Asperger-Syndrom bei ihr diagnostiziert. Damals wurde Preißmann wegen einer Depression behandelt. „Die Diagnose hat mir enorm geholfen, sie war eine Erleichterung“, sagt sie heute. „Endlich wusste ich, was mit mir los ist.“

Schon 1944 hatte der österreichische Kinderarzt Hans Asperger die später nach ihm benannte Störung als „autistische Psychopathie“ beschrieben, doch vielen Ärzten ist es lange schwergefallen, sie zu erkennen. Mittlerweile wird sie jedoch immer häufiger diagnosti-



ziert. „Früher wurden viele Menschen, die skurril oder merkwürdig wirkten, einfach mitgeschleift, gerade in kleineren Dörfern“, sagt Christine Preißmann. „Heute stehen sie mehr unter Druck, werden immer öfter auch in den sozialen Netzwerken an den Pranger gestellt.“ Preißmann will mit Aufklärung dagegenhalten, deswegen geht sie so offen mit ihren Problemen um. Je mehr die Gesellschaft über Autismus erfährt, desto eher werden die Störungen bemerkt, umso größer sind auch die Aussichten auf Hilfe. Davon ist sie überzeugt. „Es gibt Dinge, die wir besonders gut können, und es gibt Dinge, die wir nicht können“, beschreibt Preißmann Menschen mit Asperger-Syndrom. So hatte ihr zum Beispiel kaum jemand zgetraut, dass es ihr gelingen könnte, ihr Studium zu absolvieren. „Doch Medizin war für mich ein ideales Fach“, erzählt sie. „Dort konnte ich konzentriert genau die Dinge lernen, die gefragt wurden.“ Später ließ sie sich außerdem zur Psychotherapeutin ausbilden.

Über Menschen mit Asperger-Syndrom heißt es häufig, dass ihnen die Empathie im Umgang mit anderen Menschen fehle. Deshalb wird Christine Preißmann auch oft gefragt, ob sie den Patienten in der Suchtklinik, in der sie seit einigen Jahren arbeitet, überhaupt gerecht werden kann. „Dass Menschen mit Asperger ohne Empathie sind, ist ein Irrglauben“, sagt sie. „Wir haben genauso Gefühle wie alle anderen, können sie aber nicht ausdrücken und erscheinen deshalb als kalt und abweisend.“

Dass sie sehr direkt ist, würde vielen ihrer Patienten sogar helfen, glaubt Preißmann. „Das sind sehr offene und ehrliche Menschen, die nichts beschönigen, sondern geradeheraus sagen, was sie denken – und darin sind wir uns sehr ähnlich.“ Andere, oft scheinbar banale einfache Dinge fallen ihr dagegen schwer. „Ich muss bald wieder Schuhe

kaufen, das wird der Horror“, erzählt sie. Die große Auswahl in den Geschäften überfordere sie. Die Sorge, vielleicht nicht den allerbesten und allerschönsten Schuh, sondern womöglich nur das zweitbeste Stück auszuwählen, setze sie unter Druck. Darum zögert sie solche Einkäufe immer bis zum allerletzten Moment hinaus. „Viele von uns sind zu perfektionistisch für diese Welt, das macht es so schwer“, sagt sie.

Schwierig sind für sie auch zwischenmenschliche Beziehungen. Vor einigen Jahren war sie mit einem Mann befreundet, den sie in einer Selbsthilfegruppe kennengelernt hatte. Ihr Partner lebte in Düsseldorf, jeden Freitagnachmittag machte sich Preißmann voller Vorfreude mit dem Zug auf den Weg zu ihm. Doch kaum war sie angekommen, sehnte sie schon wieder dem Sonntagabend, an dem sie wieder ihre Ruhe haben würde, entgegen. „Es war schön, aber es war auch zu viel“, erinnert sie sich. Eine neue Partnerschaft ist sie seitdem nicht mehr eingegangen. Sich mit einem Mann eine Wohnung zu teilen, ist für sie unvorstellbar. Den Traum, der Einsamkeit zu entfliehen, hat sie trotzdem nicht aufgegeben: „Jemanden zu haben, mit dem man mal etwas Schönes unternehmen kann, einen Ausflug, ins Museum, zusammen laufen – das wäre schon schön.“

Preißmann hat sich lange auch Kinder gewünscht. Doch je mehr sie darüber nachdachte, umso bewusster wurde ihr, dass die Aufgabe, sich um ein eigenes Kind zu kümmern, sie überfordern würde. Den Schmerz darüber schildert sie in einem „Brief an mein nie geborenes Kind“, den sie in ihrem Buch „Asperger – Leben in zwei Welten“ veröffentlichte. „Es wird dich niemals auf dieser Welt geben, aber es wird auch in Zukunft kein Tag vergehen, an dem ich nicht an dich denke, an dich, mein Schatz“, schreibt sie dort. Autismus übt auch eine Faszination aus. Dem austra-



lischen Schriftsteller Graeme Simsion gelang mit „Das Rosie-Projekt“, einem humorvollen Buch über einen am Asperger-Syndrom leidenden Genetikexperten auf der Suche nach der Frau fürs Leben, ein Bestseller, der sich millionenfach verkaufte. Im Internet wird darüber spekuliert, ob Facebook-Chef Mark Zuckerberg oder Regisseur Steven Spielberg am Asperger-Syndrom leiden, auch Albert Einstein wurde immer mal wieder Autismus nachgesagt.

Besonders die gelegentlich vorkommende Kombination aus Autismus und Insel- oder Hochbegabung hat etwas Fesselndes. „Es scheint, dass für Erfolg in der Wissenschaft oder in der Kunst ein Schuss Autismus erforderlich ist“, hat schon Hans Asperger geschrieben. Das Asperger-Syndrom ist heute für viele auch eine Modekrankheit. Christine Preißmann ärgert das. „Es ist weder schön noch schick, diesen Leidensdruck zu haben“, sagt sie. Immer wieder stoße sie an ihre Grenzen, immer wieder merke sie, was ihr fehle. Immer wieder werde ihr bewusst, welche Nachteile sich für sie durch die Asperger-Störung ergeben. Den Alltag in den Griff zu bekommen, das ist für sie alles andere als leicht. Unglücklich ist sie trotzdem nicht: „Es ist in Ordnung, wie es ist. Ich habe mittlerweile ein schönes Leben.“